

Teilabdruck aus:

Walter Gödden

Traumata

Psychische Krisen
in Texten von Annette von Droste-Hülshoff
bis Jan Christoph Zymny

Ein Materialienbuch

AISTHESIS VERLAG

Bielefeld 2021

Die vorliegende Veröffentlichung erscheint im Rahmen des Projekts
»Outside I Inside I Outside. Literatur und Psychiatrie«
gefördert von der LWL-Kulturstiftung und vom Land Nordrhein-
Westfalen. Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport

LWL

Für die Menschen.
Für Westfalen-Lippe.



**Ministerium für Familie, Kinder,
Jugend, Kultur und Sport
des Landes Nordrhein-Westfalen**



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Publiziert von
Aisthesis Verlag Bielefeld 2021
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Satz: Germano Wallmann, www.geisterwort.de

Open Access ISBN 978-3-8498-1658-2
Print ISBN 978-3-8498-1766-4
www.aisthesis.de



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International Lizenz.

DROGENABHÄNGIGKEIT in Paul Schallücks Roman *Die unsichtbare Pforte* (1954)

Rund vierzig Jahre und eine Kriegserfahrung später treffen wir auf Paul Schallücks Roman *Die unsichtbare Pforte* (1954). Die Hauptperson, der 33-jährige Ulrich Berger, ist ein psychisches Wrack. Schallück selbst beschreibt ihn als »Rauschgiftsüchtigen, der sich wie Sisyphos mal oben, mal unten befindet und keine Chance hat, die Kurve je wieder zu verlassen.«¹

Berger, ein Individualist und Einzelgänger, hat im Zweiten Weltkrieg einen Lungensteckschuss erlitten, der ihn »zehnmal, zwanzigmal durchlöchert, ... durchsiebt« hat. Der Vorfall ereignete sich im Winter, »davon muß ja was zurückbleiben, im Winter, der sich in die Löcher hineinfraß, ich lag nämlich stundenlang da, ehe man mich holte, wer kann da später noch normal atmen ...« (S. 191)

Um den Schmerz zu lindern, griff Berger im Lazarett zu Tabletten, wurde abhängig, schließlich hochgradig süchtig. Zum Zeitpunkt der Romanhandlung hat er bereits zwei freiwillige Entziehungskuren hinter sich, wurde jedoch rückfällig. Er will zum dritten Mal eine Therapie beginnen, doch noch fehlt ihm hierzu die Kraft:

Es war also an diesem Samstagabend bereits das viertemal in einer Woche, daß er, sobald die Sonne blasser wurde, aus der Stadt herausfuhr und an der Haltestelle »Heil- und Pflegeanstalt« ausstieg. Bisher war es ihm nicht gelungen, dort zu bleiben, wohin er sich wünschte, und das lag daran, daß er immer im letzten Augenblick – bereits hinter der Anstaltsmauer, schon im Pförtnerhäuschen – von einer heftigen Vision überfallen wurde. Dann tanzten vor seinen Augen kleine, runde, bleiche Dinger in unwahrscheinlichen Mengen, so daß alle Wände damit bedeckt und der Himmel wie von einem Heuschreckenschwarm verdüstert schienen. Und dann konnte er nichts anderes mehr denken und sehen als diese kleinen, runden, bleichen Tabletten, die vor seinen Augen einen ganz verrückten Tanz aufführten. Heiß und kalt wurde ihm, gefährlich zuckte das Herz, minutenlang, wie ein erschlagener Fisch, und er fürchtete, die Besinnung zu verlieren. Automatisch schluckte er, aber er schluckte nichts hinunter,

nur faden Speichel, der eisenhaltig schmeckte, bitter, heiß, dann stäubig – nicht aber die winzigen, wunderbaren Hostien, die seinen Rücken- und Gelenkschmerzen und dem Stechen in der Lunge Linderung verschaffen könnten. Seine Glieder wurden wie von scharfen Fäden in den Boden hineingezogen. Durst und Verlangen betäubten ihn fast. Und er glaubte, vor Hunger sterben zu müssen, wenn er nicht schleunigst der Vision nachgab, davonrannte und mit einem erbettelten oder erhandelten Rezept in die nächste Apotheke stürzte.

Es war ihm noch nicht gelungen dort zu bleiben, wo er schon zweimal war, vor zwei und vor vier Jahren. Und das lag andererseits daran, daß ihm immer im letzten Augenblick der Mut genommen wurde, (den Pförtner) Herrn Balsam unmißverständlich aufzufordern, ihm den Einweisungsschein des Arztes aus der Hand zu nehmen, ihn bei der Stationsschwester anzumelden. Herr Balsam sah jedesmal den Zettel in seiner Hand zittern, während vor Ulrichs Augen die Tabletten ihren ganz verrückten Tanz aufführten. (S. 10-12)

Berger nimmt unter anderem Dicodit, ein kodeinhaltiges Opiat. Die Rezepte besorgt er sich illegal. Eben jenes Mittel nahm auch die tschechische Literatin Milena Jesenská (1896-1944), enge Freundin Franz Kafkas, ein:

Das Gefäß für Dicodit stand oben im Küchenschrank, es war gelb und gehörte zu einem Teeservice – ursprünglich war es ein Sahnekännchen. Wir kannten alle seinen Inhalt, es war ein Teil unseres Alltags, und daran war nichts Heimliches. Unbekannt war lediglich, wie schnell Milena es leeren würde. Sobald es leer war, bedeutete das für Evzen und mich eine endlose Wanderschaft von einer Apotheke zur anderen und Streit mit Apothekern, denen wir versicherten, es sei das letzte Mal und ganz ausnahmsweise – wir erfanden einfach etwas, damit Milina ihre Dosis bekam. Die achtjährige Tochter durchlebte Todesängste, wenn ihre Mutter im selbstgewählten Entzug damit drohte aus dem Fenster zu springen, wenn sie nicht baldmöglichst ihre Droge bekäme.²

Ganz ähnlich kommt auch Ulrich Berger nicht von der Droge los:

Da war er nun wieder, der bekannte und gefürchtete Zustand. Und da war sie wieder, die gleiche, dichte Verworfenheit, die übersüße Speise, an der er gekaut hatte, als er vor einigen Monaten nach einer durchsoffenen Nacht vor dem Schaufenster einer Apotheke stand, die Leute hineingehen und wieder herauskommen sah, Röhrchen und Schachteln entziffernd in der Hand, als er seine Brieftasche herauszerterte und ein längst vergessenes Rezept fand und dann schließlich selbst hineinging und zum ersten Male nach der Entwöhnungskur wieder gegen den Druck im Kopf und gegen den Schmerz der verengten Lungen seine Tabletten kaufte, die kleinen, bleichen Tabletten. Die gleiche, verderbliche Süße. »Verflucht!« murrte er. (S. 232f.)

Am Anfang des Romans kehrt Berger an der Pforte der Klinik wieder um. Er ist sich jedoch bewusst, dass er sich entscheiden muss. Entweder für die Droge, die längerfristig unweigerlich seinen Tod herbeiführen würde, oder für den Weg der sechsmonatigen Therapie, die anfangs einer Hölle, dann aber einem Glücksversprechen gleicht: »er wollte aus seiner Haut heraus, damit sich die schönste Zeit seines Lebens zum dritten Male wiederhole und bis zu seinem Ende beständig sei«. (S. 29)

Die Tabletten dienen Ulrich nicht nur zur Schmerzlinderung. Sie helfen ihm auch, der Sinnlosigkeit der Welt zu entfliehen. Inzwischen ist er auf dem Tiefpunkt seines Lebens angekommen. »Leer gebrannt, wie wohl nie zuvor in den vergangenen Jahren« (S. 167) gleitet er immer mehr ins Verderben und gerät an den Rand der Kriminalität. Ein völliger Identitätsverlust droht. Er versteckt sich vor seinem eigenen Spiegelbild: »Zufällig sehe ich ... im großen Spiegel mein Gesicht. Ich kannte es nicht mehr. Ich erschrak und war angewidert.« (S. 70)

Für den knapp über 30-Jährigen, der bereits einen Gehstock benutzt, ist das Gefühl der Angst allgegenwärtig. Er fürchtet sich nicht nur vor sich selbst, sondern auch vor dem Treppensteigen oder Fahrten mit der Straßenbahn. Fortwährend leidet er an enervierenden Hustenattacken. Außerdem flüchtet er sich in Selbstgespräche mit seinem toten Bruder. Auch äußerlich verkommt er immer mehr. Mit seinem verschlissenen Anzug, seinem unrasierten »Gelbgesicht« (S. 123), hohlwangig und zerfallen, traut er sich kaum noch unter Menschen.

Seit Wochen hatte er keine Musik mehr gehört, kein Buch mehr gelesen, seit Wochen hatte er nur noch nach den Tabletten gelehzt, war weder in ein Kino noch in ein Theater gegangen. Aber wenn er zufällig und ungestört dieser Musik lauschen konnte, dann besänftigte sich sein Gewissen, und er nahm so viel davon auf, daß es ihm gelang, selbst in den qualvollsten Stunden der Nüchternheit, der Schmerzen und der erbärmlichen Gier kleine Passagen dieser Melodie in das Gedächtnis seines Ohres zurückzurufen. (S. 22f.)

Er wird zu einem Nachtmenschen, der in der grauen Stadt herumirrt, um seine früheren Bekannten um Geld anzupumpen. Diese sind jedoch zu sehr mit sich selbst beschäftigt, weisen ihn ab. Für Ulrich gibt es nichts mehr zu verlieren. Er verkörpert das Abbild einer vollständig gebrochenen Persönlichkeit.

Das war jedoch nicht immer so. Vor dem Krieg und seiner Verwundung war er ein Mensch voller Hoffnungen. Nach dem Krieg hatte der gelernte Schriftsetzer zunächst als Buchhändler gearbeitet, war aber wegen seiner Tabletten sucht entlassen worden. Eine Zeitlang hatte er sich auf dem Bahnhof als Zeitungsverkäufer verdingt, aber auch das nicht lange durchgehalten.

Wir erfahren, dass er eine Passion für Bücher hegt. Bei einem früheren Anstaltsbesuch habe er die dortige Bibliothek gleich zweimal durchgelesen. Er habe Theaterentwürfe verfasst und erwirkt, dass die Anstaltsbibliothek nach seinen Vorschlägen umgebaut wurde. In seiner Zeit als Buchhändler bedauerte er, seinen Kunden Geld für den Kauf eines Buches abknöpfen zu müssen: »Ich hatte manchmal das Gefühl, eine Sünde zu begehen, wenn ich den Preis eines Gedichtbändchens nennen mußte. Sobald ich aber meine Tabletten geschluckt hatte, konnte das Gefühl nicht mehr hochkommen.« (S. 132)

Ulrichs letzte Hoffnung ist die Telefonistin Christa. Sie hat seine Rettung zu ihrem Lebensinhalt gemacht. Doch man findet zunächst nicht zueinander. Ulrich hat den Termin für eine geplante gemeinsame Urlaubsfahrt verpasst, Christa wartet vergeblich am Bahnhof auf ihn. In der anonymen Stadt suchen sie einander und können sich nicht finden. Ulrich stattet ihrem Vater, einem Arzt, einen Besuch ab, sie seiner Mutter, die eine dubiose Partnervermittlung betreibt, die Ulrich und Christa

einst zusammengebracht hat. Die Gespräche bieten Rückblenden, enthüllen Vergangenes.

Ulrich sucht auch Christas Verwandte auf. Diese raten Christa von einer Beziehung zu dem labilen »unbeherrschten Menschen« (S. 151) ab. Sie drohen Christa sogar im Falle einer Heirat eine Enterbung an. Auch Ulrichs Mutter ist gegen die Beziehung. Sie hat kein Vertrauen in ihren Sohn, kennt sein Suchtverlangen und sein unkontrolliertes, halb-kriminelles Verhalten.

Nebenbei werden andere Schicksale gestreift. Ulrichs Bruder ist in Russland gefallen, Christas Vater kann sich innerlich nicht mit dem Aufstieg ehemaliger NS-Größen nach 1945 abfinden. Besonders eindringlich wird eine Frau aus der Anstalt geschildert. Niemand kennt ihr Alter oder ihren Namen. Sie lebt seit Jahren hinter verschlossenen Türen, obwohl sie niemand daran hindert, die Zelle zu verlassen.

»Sie ist krank«, erklärte [der Anstaltspförtner] Herr Balsam. »Vor Jahren, als sie erst ein paar Wochen bei uns war, habe auch ich sie einmal besucht. Ich klopfte an, und da mich niemand hereinbat, trat ich ein. Die Frau saß am Tisch. Sie blickte in sich gekehrt auf ihre weißen Hände. Nie wieder, auch nie vorher habe ich solche Hände gesehen, solch schöne Hände. Ich ging auf sie zu und sagte: ›Guten Tag.‹ Und sie blickte auf und schaute mich an. Mir schauderte. Dann erhob sie sich, schaute mich noch immer an, und dann begannen ihre Lippen sich zu bewegen. Aber erst viel später kam ihre Stimme zwischen den bewegten Lippen hervor, eine leise, kindliche Stimme, und sie sagte: ›Männer sind gekommen und haben mir die Haare abgeschnitten –‹, sie sprach ohne jede Betonung, das fiel mir auf. Ihr Sprechen glich viel mehr dem gleichmäßigen Gsumm eines Motors als dem Sprechen eines Menschen. Und doch mußte ich denken, ein Kind vor mir zu haben, es war sonderbar. ›Haben mir eine Tafel um den Hals gehängt‹, fuhr sie fort, ohne Pause, ›haben mich durch die Straßen getrieben und haben gesungen und haben mich gestoßen durch viele Straßen und durch viele Wirtschaften und es kamen immer mehr Leute und alle haben gesungen und ich mußte rufen was auf der Tafel stand und wenn ich nicht wollte stießen traten schlugen bespuckten sie mich und dann rief ich wieder was auf der Tafel stand: Judenhure Judenhure Judenhure Judenhure.‹ Selbst das sagte sie unbewegt, wie ich es Ihnen jetzt erzähle.

Ich lief weg, ließ die Tür offen. Der Wärter mußte kommen und sie schließen.« (S. 213f.)

Im weiteren Verlauf des Romans wird Ulrich von seinem letzten Geld eine Schallplatte mit Ravels *Bolero* kaufen und der unbekanntenen Frau schenken. Für Ulrich hat die Komposition, die auf der vielfachen Wiederholung eines bestimmten musikalischen Motivs beruht, eine symbolische, geradezu magische Kraft. Wie aus den Entwürfen im Nachlass deutlich wird, wollte Schallück den Roman ursprünglich *Bolero* nennen.

Weitere Nebenpersonen sind mit ihrem Schicksal allein gelassen. Sie suchen Ablenkung, um vergessen zu können. Ein Beispiel hierfür ist ein Taxifahrer, der ohne billige Revuesendungen und Schlagerparaden nicht leben kann. Für Irmgard, eine frühere Bekannte Ulrichs, sind Kinobesuche zu einer Art Droge geworden.

Zwei weitere Szenen gewähren Einblick in das Anstaltsleben. Christa begegnet dort einem Mann mit kahlrasiertem Kopf, der sich infantil gebärdet:

»Schrecklich«, sagte Christa. Sie blickte solange hinterdrein, bis die beiden im Haupteingang verschwunden waren.

»Für unsere Augen«, erklärte Herr Balsam. »Für unsere Augen ist es zweifellos schrecklich. Aber für ihn selbst? Wer will das wissen? Haben Sie seine Bewegungen gesehen? Er tanzte, sonderbar. Freilich gibt es auch Fälle, bei denen man sagen kann, daß es schrecklich ist. Das sind diejenigen, bei denen mit wirklich entsetzlicher Unberechenbarkeit das Bewußtsein und damit auch häufig die Ursache ihrer Krankheit aufbricht. -- Aber kommen Sie, Fräulein Christa, wir wollen doch lieber draußen auf ihn warten.« (S. 212)

Die zweite Szene spielt im Wartezimmer des Arztes, bei dem sich Ulrich vorstellen soll:

»Gedulden Sie sich noch einen Augenblick, Herr Bürger«, sagte der Arzt. »Wir werden nur noch schnell Herrn Wolters auf sein Zimmer bringen.«

Die Schwester reichte ihm die Hand und nickte freundlich und mit jener stummen Ermunterung, die Ulrich bereits zweimal wohlthuend erfahren hatte.

Die Schwester näherte sich dem mampfenden Kranken. Sie legte ihm die Hand auf die Schulter. Da begann er zu zittern, und das Zittern verstärkte sich rasch, die Lippen begannen zu flappen, und die Arme begannen zu schlackern.

»Aber was ist denn? Peter?« versuchte ihn die Schwester mit ihrer fast männlich tiefen Stimme zu beruhigen. »Wir tun dir doch nichts. Hast du Angst?« Sie lachte laut. »Aber Peter, du wirst doch keine Angst vor uns haben?«

Dunkel glühten nun seine Augen. Und als die Schwester ihn mit erlernter Geschicklichkeit unter den Arm zu fassen suchte, wich er, auf seinem Stuhle kauern, zurück, schob sich zurück bis an die Wand, keuchte, drückte sich, den Stuhl in den Kniekehlen, die Schultern bis zu den Ohren hochgezogen, die Wand hinauf. Und seine Lippen flappten, und sein Atem stieß wild.

»Peter!« rief erschreckt die Mutter. »Peter! Peter! Was machst du denn! Das hat er doch noch nie getan. Peter!«

Er hörte die Stimme seiner Mutter, ein zusammenhängendes Zucken schnellte durch seinen Körper. Er riß den Blick hoch, stieß ihn gleichsam in den Raum hinein, suchte, suchte, schien sie aber nicht finden zu können, seine Mutter, die ihn gerufen hatte. Die Augen wölbten sich vor, suchten, suchten und fanden sie nicht, seine Mutter, die ihn gerufen hatte. Und sie rief wieder:

»Peter! Peter!« Und er suchte weiter. Seine Blicke durchrasten das Zimmer, durchbrachen gleichsam die Wände, rasten in die Welt hinaus und suchten in aller Welt seine Mutter.

»Rufen Sie jetzt nicht mehr«, sagte die tiefe Stimme der Schwester. »Es wird schon gehen.« Sie nahm die Mutter beim Arm und setzte sie in der gegenüberliegenden Ecke in einen Sessel, fuhr ihr noch mit der Hand begütigend über das Haar und wandte sich wieder dem Kranken zu, der noch immer, anscheinend in Erwartung einer Kreuzigung, über dem Stuhl an die Wand gepreßt war und dort zu hängen schien und seine Blicke durch die Welt jagte, um seine Mutter zu suchen.

Dr. Lobb kaute an seinem Zeigefinger. Dann trat er neben den Sessel der Mutter. »Es wird für uns leichter sein, wenn er Sie für ein paar Augenblicke nicht hört und nicht sieht.«

»Nein«, entgegnete Frau Wolters, flackernde Furcht in den Augen. »Nein, Herr Doktor, ich weiche nicht, ich will sehen, was Sie mit ihm machen.«
»Nur für einen Augenblick, nebenan, es wird für uns leichter sein, für ihn übrigens auch.«

Die Schwester schaltete sich ein. »Bitte, warten Sie nebenan, es wird ihm nichts geschehen. Ich verspreche es Ihnen. Wollen Sie eine Tasse Kaffee?«
»Nein, ich will hier bleiben.« Nun weinte sie fast.

Bedauernd hob Dr. Lobb die Schultern. »Lassen Sie mich mal, Schwester.« Langsam, gelockert, mit gut verborgener Absicht näherte sich der junge Arzt dem zitternden Mann an der Wand.

»Rauchen Sie, Peter?« Er hielt ihm eine geöffnete Zigarettenschachtel hin. Und die Mutter rief: »Um Gottes Willen, er raucht nicht. Er hat noch nie eine Zigarette geraucht.«

»Bitte, warten Sie doch nebenan«, bat die Schwester.

»Hallo, Peter!« Dr. Lobbs Stimme umwarb ihn kameradschaftlich.

»So gut, wie du's bei uns haben wirst, hast du's noch nie gehabt. Glaub mir. Ich belüg dich nicht. Hast du denn gar kein Vertrauen zu uns?«

»Er versteht kein Wort«, weinte die Mutter.

Mit einem Sprung war Dr. Lobb bei dem Kranken. Der ließ sich ebenso fix, da er tierhaft gelauert hatte, auf den Stuhl fallen und keuchte und schnaufte, seine Augen, weit aufgerissen, sprühten Wut und Entsetzen, mit den Füßen trampelte er und stieß, schleuderte sie dem Arzt gegen die Beine, in den Unterleib, lag nun halb auf dem Stuhl und versuchte, das Gesicht des Angreifers mit den Füßen zu treffen. Dr. Lobb wich zurück.

»Es ist zwecklos, Schwester. – Also gut, es geht nicht anders.«

Die Schwester verließ den Raum, kam aber gleich darauf zurück, gefolgt von zwei kräftigen Männern in sauberen, gelblichen Overalls.

»Seid vorsichtig«, befahl der Arzt. Er stand jetzt dicht neben der Schwester, so daß Frau Wolters kaum sehen konnte, was nun geschah.

Die Männer schlichen sich, ohne ihre Absicht verschleiern zu können, an Peter heran. Der sah wieder mit lauernder Angst in den Augen die Peiniger auf sich zukommen, zog sich zusammen, atmete stößig, duckte sich wie zum Sprung. Und dann sprang er tatsächlich, hatte jedoch einen schlechten Start, fiel also nur, fiel von seinem Stuhl herab in die Hände der Wärter. Sofort bog ihm einer die Arme auf den Rücken, der andere drückte den Kopf in den Nacken und hielt ihm den Mund zu mit seiner

kräftigen Pranke, obwohl Peter nicht schrie, noch wimmerte, sondern nur angestrengt schnaufte.

»Luft lassen!« befahl der Arzt, voller Ruhe.

Der Mann nahm seine Hand von Peters Kinn zurück. Da begann der Kranke mit dem Kopf zu schlagen. Ein wildes Knäuel Mensch, das sich duckte und bäumte, duckte und wieder spannte, sich mit allen Gliedern wehrte, sich drehte, trampelte, schlug und trat, ausrutschte, sofort wieder hoch kam und in ebendiesem Augenblick mit unerwarteter Kraft die verbogenen Arme frei riß und dann, auf einem Beine stehend, anfang, mit den Armen und mit dem freien Bein rings um sich her Kreise zu schlagen, Sensenkreise zuerst, scharfe, gefährliche Bögen, unbehindert von den Overalls. Er sackte ins Knie und schnellte motorisch hoch, aus den Fesseln unsichtbaren Gestrüpps, tänzelte, schlängelte sich wie ins Freie, blickte sich um voll ratlosen Staunens, und die Wärter standen untätig und verblüfft. Er wechselte das Standbein, drehte sich dann, drehte sich schnell um sich selbst, dreimal, fünfmal und mehr, im Aufflackern einer ekstatischen Lust, lockerer nun und leichter, weicher und schließlich gelenkig nach wunderbarer Verwandlung. Sein Körper tänzelte all das Verkrampfende ab, verlor scheinbar all sein Gewicht und schwebte und blühte endlich auf in freier, gelöster Gebärde, geschmeidig, zum Spiel, zu artistischer Leistung, nach den Rhythmen einer unhörbaren Musik, und die Gesunden sahen ihm zu. Er schwang pirouettenartige Sprünge, zeigte Figuren berückender Klarheit, tanzte, drehte und sprang, besessen von unbekanntem Geistern, behütet von einem begnadeten Gleichgewicht. Und dabei glucksten kleine, lustvolle Zirkuslaute aus dem erhitzten Gesicht. Schnell und gemessen, erstaunlich präzise und schön, ja, schön tanzte der Geistesgestörte nach eigenem Ritus seine verschütteten Visionen, erlöst und entlassen in die Gnade eines staunenden Augenblicks.

»Peter, mein Peter!«

Er hörte die Stimme der Mutter und nahm diese Stimme fast kultisch in seine geöffneten Hände. Wer denn begriff diese getanzte Erklärung?

»Peter, Peter! Komm mit nach Haus!« Weinen und Freude und Furcht um das unbeständige Zeichen. Sehr gefährdet schwebte er nun, drehte sich in der Luft. Und da unterbrach Dr. Lobb, der wie die andern reglos verwundert das Schauspiel beobachtet hatte: »Genug jetzt! Los!«

Die beiden Overalls duckten sich, einer links, einer rechts, während der besessene Mann weiterhin seine zerbrechlichen Sprünge vollzog.

»Seid vorsichtig. Tut ihm nicht weh.«

»Jetzt!« machte einer der Männer. Da sprangen sie hoch, fielen auf den Tanzenden nieder, der stürzte, sie stürzten mit ihm und begruben ihn unter sich. Einer packte blitzartig seine Füße, der andere die Hände. So hielten sie ihn; aber das war nicht mehr nötig; denn kaum war er gefallen, lag er nur noch leicht zuckend da, mit geschlossenen Augen und tiefen, langen Atemzügen durch den geöffneten Mund.

»Weg! Schnell!« Der Arzt stieß die Wärter beiseite. Frau Wolters weinte jetzt still. Dr. Lobb und die Schwester knieten neben dem Kranken. Die Schwester öffnete das Hemd über der Brust, und während Dr. Lobb das Herz abhörte, wurde der Atem schwächer. »Los, los, Schwester, den Arm frei!«

Dann setzte er die Spritze. Er schob Peters Augenlider hoch, ließ sie zuklappen, blickte in den geöffneten Mund und sagte schließlich: »In Ordnung.«

Das Atmen war kaum noch bemerkbar.

»Einen Wagen!« befahl der Arzt. Einer der Männer lief hinaus. Als er mit dem Krankenwagen zurückkam, schlug Peter die Augen auf. Die Schwester legte ihre Hand auf die verständnislosen Augen und sagte liebevoll, tiefstimmig wie ein Mann: »Na Peterchen? Du bist ja ein erstaunlicher Knabe. Wir werden dich wieder gesund machen, und dann wirst du tanzen, Peter, tanzen, wie eben.«

»Woher hat er das?« fragte der Arzt die Mutter.

»Ich weiß nicht. Er hat zu Hause immer getanzt, aber noch nie so schön. Wird er wieder gesund?«

»Nicht ausgeschlossen, Frau Wolters.«

Sie hoben ihn auf das weiße Laken. Er war steif, er rührte sich nicht, aber seine Augen beobachteten alles, was mit ihm geschah. (S. 224-230)

Ulrich ist der Zwischenfall zu viel. Er flüchtet aus dem Wartezimmer. Wieder einmal schiebt er seine Entziehungskur hinaus.

Solche Episoden sind typisch für die düster-existentialistische Grundstimmung des Romans. Die Protagonist:innen tragen ihre Geschichte wie eine Bürde, einen Fluch, mit sich herum. Sie hoffen auf ihr Glück,

doch es ist unendlich schwierig, eine erlösende »Pforte« zu finden. »Jeder braucht einen Trost« (S. 37), erklärt der Anstaltspförtner Herr Balsam, der den Ruhepol des Romans bildet. Er ist nicht angesteckt vom modernen hektischen Leben der Großstadt. Mit Bezug auf Ulrich rät er Christa: »Fangen Sie nicht an zu zweifeln, das ist das Schlimmste, was ihm geschehen kann.« (S. 54)

Ulrich scheint das in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen. Er besucht die Druckerei, in der er früher gearbeitet hat, und erkundet die Möglichkeiten einer erneuten Anstellung. Dann bringt er sein Äußeres in Ordnung und tritt den Weg in die Entziehungsanstalt an:

Aus einem der anliegenden Zimmer trat Dr. Lobb, er sah den Ausreißer sogleich: »Na, da sind Sie ja endlich. Kommen Sie, Herr Bürger, ich hab gleich Visite. Haben Sie sich erst noch rasieren lassen?«

Er führte ihn in den Warteraum. »So, hier sind die Wische. Kennen wir doch noch, was?« Ulrich unterschrieb. (S. 243)

Das letzte Kapitel trägt die Überschrift *Keiner ist verloren*. Ob Ulrich der Neuanfang gelingt, darf – nimmt man Schallücks eingangs zitierten Hinweis auf den Sisyphos-Mythos wörtlich – zumindest angezweifelt werden. Dem Autor Schallück wird man bescheinigen dürfen, dass er eine ergreifende, realistisch grundierte Geschichte erzählt hat, die gleichwohl an vielen Stellen ›ziemlich dick aufgetragen‹ ist.

Anmerkungen

- 1 Paul Schallück: *Selbstporträt im Nachlass*, zitiert nach Walter Gödden, Jochen Grywatsch: *wenn man aufhören könnte zu lügen. Der Schriftsteller Paul Schallück 1922-1976*. Bielefeld 2002, S. 94.
- 2 Regina Timm: *Milena Jesenská – Das Leben als Wagnis*, in: Katharina Kaminski (Hg.): *Wege der Emanzipation. Bedeutende Frauen im 20. Jahrhundert. Zehn biografische Essays*. Würzburg 2009, S. 68.

Inhalt

Vorab	9
WELTSCHMERZ in Anton Mathias Sprickmanns Autobiografie <i>Meine Geschichte</i> (1787ff.)	11
TODESÄNGSTE in Annette von Droste-Hülshoffs Werken und Briefen	22
INNERE ZERRISSENHEIT – Christian Dietrich Grabbes Briefe	39
SCHIZOPHRENE GEWALT in Peter Hilles Erzählung <i>Ich war der Mörder</i> (1888)	56
TÖDLICHER WAHNSINN in Gustav Sacks Romanfragment <i>Paralyse</i> (1913/14)	69
PSYCHIATRIEERFAHRUNGEN in Lebenszeugnissen Jakob van Hoddis’ und Gustav Sacks (1912/1916)	84
PERSÖNLICHKEITSSPALTUNG in Adolf von Hatzfelds Erzählung <i>Franziskus</i> (1919)	92
DROGENABHÄNGIGKEIT in Paul Schallücks Roman <i>Die unsichtbare Pforte</i> (1954)	103
TRAUMATA in Peter Paul Althaus’ Gedichtband <i>Wir sanften Irren</i> (1956)	114
DESTRUKTIVER NARZISSMUS in Heinrich Schirmbecks Roman <i>Ärgert dich dein rechtes Auge. Aus den Bekenntnissen des Thomas Grey</i> (1957)	127

MORDFANTASIEN in Thomas Valentins Roman <i>Hölle für Kinder</i> (1961)	146
UNBEWÄLTIGTE SCHULDKOMPLEXE in Jenny Alonis Roman <i>Der Wartesaal</i> (1969)	156
GEFÜHLSCHAOS in Karin Strucks Roman <i>Klassenliebe</i> (1973)	164
UNBEWÄLTIGTE VERGANGENHEITSERFAHRUNG in Rainer Horbelts Roman <i>Die Zwangsjacke</i> (1973)	174
ENTFREMUNG in Sozialreportagen von Max von der Grün	182
RADIKALE SELBSTENTBLÖSSUNG in Ernst Müllers <i>Mancha</i> -Romanen (1982-1996)	190
HALLUZINATIVE WELTFLUCHT in Werner Zilligs Roman <i>Die Parzelle</i> (1984)	200
REALITÄTSVERLUST in Wolfgang Welts Romanen <i>Peggy Sue</i> (1986), <i>Doris hilft</i> (2009) und <i>Fischsuppe</i> (2014)	205
HILFLOSIGKEITSGEBÄRDEN in Walter Liggesmeyers Gedichtband <i>Schwarze Zeit</i> (1989)	218
IDENTITÄTSVERWIRRUNG in Erwin Grosches Theaterszenen und seiner Krimi-Groteske <i>Alle Gabelstaplerfahrer stapeln hoch</i> (1993)	227
GEWALTFANTASIEN in Ludwig Homanns Erzählungen und Romanen	242
KREBSERFAHRUNG (1) in Hans Dieter Schwarzes Roman <i>Rote Vogelschwärme</i> (1994)	251
ÜBERSPRUNGSHANDLUNGEN in Jörg Uwe Sauers Roman <i>Uniklinik</i> (1999)	256

IDENTITÄTSVERLUST in Martin Jürgens' Inszenierung von Robert Walsers Roman <i>Jakob von Gunten</i> (2000-2002)	266
KRANKHAFTES OBSESSIONEN in Judith Kuckarts Romanen <i>Kaiserstraße</i> (2006) und <i>Der Bibliothekar</i> (1998)	280
KREBSERFAHRUNG (2) in Michael Klaus' Romanen <i>Totenvogel Liebeslied</i> (2006) und <i>Tage auf dem Balkon</i> (2009)	288
SELBSTENTFREMUNG in Hans-Ulrich Treichels Romanen <i>Anatolin</i> (2008) und <i>Der Verlorene</i> (1998)	298
MUTTERVERLUST: Peter Wawerzineks Roman <i>Rabenliebe</i> (2010)	305
MINDERWERTIGKEITSGEFÜHLE in Andreas Mands Roman <i>Der zweite Garten</i> (2015)	321
DEPRESSIONEN in Tobi Katzes Roman <i>Morgen ist leider auch noch ein Tag. Irgendwie hatte ich von meiner Depression mehr erwartet</i> (2015)	331
NAHTODERFAHRUNG in Nina Georges Roman <i>Das Traumbuch</i> (2016)	345
TODESSEHNSUCHT in Tim Krohns gleichnamiger Erzählung (2017)	356
NO-RESTRAINT – Andreas Kollenders Roman <i>Von allen guten Geistern</i> (2017) über Ludwig Meyer, einen Pionier der Psychiatriebewegung	363
LEBENSÜBERDRUSS in Christoph Höhtkers Roman <i>Das Jahr der Frauen</i> (2017)	379
POSTTRAUMATISCHE BELASTUNGSSTÖRUNGEN in den Romanen Klaus Märkerts (2009-2019)	384

GRÖSSENWAHN in Jan Philipp Zymnys Roman <i>Grüß mir die Sonne</i> (2017)	395
AMNESIE in Christian Y. Schmidts Roman <i>Der letzte Huelsenbeck</i> (2018)	403
BINDUNGSLOSIGKEIT in Susan Krellers Jugendroman <i>Elektrische Fische</i> (2019)	413
SUIZIDGEFÄHRDUNG in Burkhard Spinnens Roman <i>Rückwind</i> (2019)	418
PHOBIEN in Helge Timmerbergs Reiseroman <i>Das Mantra gegen die Angst</i> (2019)	425
ADHS-SYMPТОМАТИК in Thorsten Nagelschmidts Roman <i>Arbeit</i> (2020)	431
VERLUSTERFAHRUNGEN in Michael Roes' Essayband <i>Melancholie des Reisens</i> (2020)	434
GESPALTENE WAHRNEHMUNG in Timon Karl Kaleytas Roman <i>Die Geschichte eines einfachen Mannes</i> (2021)	447
Dank	461